

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 1

Verlag von J. E. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das neue Gebäude des Lebensmittel-Vereins in Zürich.

Wer vor 2—3 Jahren die schöne Stadt an der Limmat und am Zürichsee durchwandert hat und heute wieder hinkommt, der findet sich im ersten Momente nicht mehr zurecht. Neue stattliche Brücken, ein neues Universitätsgebäude sind entstanden, der einst so lausig stille Winkel in der St. Annagasse hat einen Prachtbau erhalten und nicht weit davon hat der Lebensmittelverein, diese große Vereinigung von Konsumenten Zürichs, für über 5 Millionen Franken sich ein vielbewundertes Heim geschaffen.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Nachdr. verb.

Der Basar ist massenhaft besucht," sagte eine ältere Dame bei dem Versuche, sich in den dichtgefüllten Rathausaal zu drängen, zu ihrer ebenfalls nicht mehr allzu jungen Begleiterin und diese nickte mit dem exzentrisch frisierten Kopfe und entgegnete: „Pflichtgemäß!“

Sie war ein wenig böshaft, die elegante Sprecherin, aber sie hatte — recht.

Die Damen der Wiener Aristokratie hatten den Basar zum Besten der Idiotenanstalt veranstaltet und wollten einige Tage später zu dem gleichen Zwecke einen Wohltätigkeitsball folgen lassen.

In Anbetracht des guten, sozusagen patriotischen Zweckes und der liebenswürdigen Verfechterinnen desselben durfte natürlich niemand, der sich zur Gesellschaft rechnete, zurückstehen. Geschenke waren reichlich eingelaufen und heute, am zweiten Tage nach der Eröffnung des Basars, drängte sich die Hausvolée und besserer Mittelstand in einer Weise durcheinander und aneinander vorüber, daß das Vorwärtskommen in dem großen Saale beinahe lebensgefährlich wurde.

In den Verkaufszelten, im Lachlabinett und am Büfett warteten die reizendsten Damen der Geburts-, Geld- und Beamtenaristokratie der alten, stolzen Vindobona ihres Amtes.

Den Platz hinter dem Blumentisch hatte eine junge Frau inne, Baronin von Willersfeld, eine entzückend schöne Erscheinung. Ihr „Geschäft“, allerdings das anerkanntermaßen dankbarste in einem Basar, ging sehr flott, wozu übrigens gewiß ebensoviel die reizende Verkäuferin, als ihre mit seltenem Geschmac zusammengestellten Schätze beitrugen. Namentlich die Herrenwelt drängte sich förmlich zu ihrem Verkaufsstande.

Soeben trat ihr Gatte, der Staatsanwalt von Willersfeld, mit einigen Freunden an den Blumentisch.

„Für gewöhnlich gilt es als unstatthaft von seiner Frau etwas zu kaufen," sagte er scherzend und deutete auf ein reizendes Sträußchen von Flieder und Maiglöckchen, „doch in einem Basar wird das Unmögliche nicht nur möglich, sondern Gebot.“

„Sie scheinen kein besonderer Freund von Basaren zu sein, Kollega?" fragte neckend Landgerichtsrat Harden und wählte weiße Vergißmeinnicht und Rosenknospen.

„Wenn ich ganz offen sein soll — es ist das hier zwar ein Wagnis — ich bin es nie gewesen," lautete die Antwort, „seitdem sich aber meine Frau darauf kapriziert hat, selbst mitzutun, habe ich sie geradezu. Sie können sich nicht vorstellen, werte Freunde, wie diese Wohltätigkeitsmanie meine ganze Hausordnung umstürzt. Froh, den Bureauslab hinter sich zu haben, kommt man nach Hause — „die gnädige Frau ist im Basar!“ — Die Kinder sind unausstehlich und rufen nach der Mama, die Köchin ist in Verzweiflung, weil sie „etwas höchst Wichtiges“ mit der Gnädigen zu besprechen hätte, die Mahlzeitstunden haben ihre Ziffer gewechselt — zum Glück ist das Gefegfeuer morgen zu Ende. Ich möchte nur

wissen, wozu man geheiratet hat, wenn man seine Frau der Wohltätigkeit opfern soll.“

Die junge Frau drohte dem Gatten mit dem Finger, der Gerichtspräsident von Stelheim aber bemerkte kopfschüttelnd: „Da sehen Sie, gnädige Frau, die Folgen, daß Sie ihren Tyrannen so unverantwortlich vermöhen. Der Egoist, wie er lebt und lebt! Aber so geht's!“

„Sie haben leider nicht unrecht, Präsident, ich sollte ihn entschieden etwas besser ziehen — das heißt, wenn er überhaupt noch zu ziehen ist. Aber ich fürchte, ich fürchte, da ist bereits Hopfen und Malz verloren. — Da aber die Herren kaum die Absicht haben dürften, mir meinen gesamten Blumenvorrat abzukaufen, und es mir im Interesse der guten Sache verboten ist, irgend jemand un-



M. Card. Rampolla

Kardinal Rampolla †.

gebrandschaft vorbei zu lassen, so muß ich Sie schon bitten, sich gefälligst um einen Stand weiter zu bemühen — Fräulein von Rollmann hat allerliebste Säckelchen, echt japanische Ware. — Ein Sträußchen gefällig, mein Herr?"

Der Angesprochene, ein Kavallerieoffizier, trat mit einer tiefen Verbeugung auf die schöne Blumenverkäuferin zu und die Juristen entfernten sich lachend.

Bei dem nächsten Stande Halt machend, wollte es der Zufall, daß der Staatsanwalt nochmals seinen Blick nach seiner Frau wandte. Da sah er, daß sich auch der Offizier bereits entfernt hatte, dafür aber stand ein anderer Mann an seiner Stelle — eine jener Erscheinungen, die man als junge Greise zu bezeichnen pflegt, und die mit ihren müden, welken Bügen, tiefliegenden Augen und schütterten Haaren nicht das Ge-

fühl des Mitleids, sondern des Efels erwecken. Willersfeld zuckte unangenehm berührt zusammen — Graf Röllsberg, einer der größten Lebemänner Wiens, wenn nicht der größte!

Er konnte den Menschen nicht leiden, am wenigsten aber mochte er ihn in der Nähe seiner Frau wissen — nicht Eifersucht, dafür stand sie ihm zu hoch, sondern in dem Gefühl, in dem er ein giftiges Insekt nicht auf den Blumen geduldet hätte, die er, sorgfältig in Seidenpapier gehüllt, in der Hand trug. Aber durfte er es dem Grafen verwehren, von einer Blumenverkäuferin Blumen zu erstehen, mochte diese Verkäuferin auch seine Frau sein. Nein, er durfte es nicht, im Interesse der öffentlichen Wohltätigkeit nicht, dachte er und schritt ärgerlich weiter. Ah, wenn nur diese Qual schon vorüber wäre! Jedenfalls, ein zweitesmal durfte ihm das nicht vorkommen!

Teilte Frau von Willersfeld die Abneigung ihres Gatten gegen den Grafen? Fast schien es so. Einen Moment huschte ein unmutiges Zucken über ihr feingeschnittenes Antlitz, aber es war nur ein Moment, die vollendete Weltkame wußte ihre Gefühle zu verbergen.

„Sieh da, Graf Röllsberg!" begrüßte sie den neuen Käufer. „Wie nett, daß auch Sie kommen, der Nächstenliebe Ihren Tribut zu zollen — ich hätte Ihnen soviel Liebeshörigkeit gar nicht zugetraut!"

„Wie konnten Sie glauben, daß ich mich der moralischen Pflicht entziehen würde, an Ihrem Stande zu erscheinen, gnädige Frau? Da hätte ich mir ja nie verzeihen können!"

„Ein so zartbesaitetes Gewissen haben Sie? Wie rührend!" spöttelte die junge Frau. „Doch womit kann ich dienen, mein Herr?" Und sie machte mit gutgespielter Aengstlichkeit einen echten Ladenmädchenknix.

„Geben Sie mir die zart erblühte Rose dort, nach ihr steht mein Begehrt — sie ist doch Ihr getreues Abbild. Und wenn Sie noch einen Kuß auf die Blume drücken wollten, stiege ihr Wert für mich ins Ungemessene, so daß ich sie mit allem, was ich bei mir trage, nicht gehührend zu bezahlen vermöchte," deklamierte der Graf mit schriller Stimme. Seine Miene ließ die Frage offen, ob seine Worte als Scherz oder Ernst zu nehmen seien, aber der flammende Blick, der in den ihren zu tauchen suchte, redete dafür eine desto deutlichere Sprache.

Aber die junge Frau wußte ihn von sich abzuhalten. „Nun, dann will ich Ihre Kasse auch gar nicht der Gefahr aussetzen, ausgeraubt zu werden," sagte sie trocken und schlug die Rose rasch in Seidenpapier, das hingelegte Goldstück mit stolzem Kopfnicken in die Kasse werfend.

Sie schien zu erwarten, daß sich der Graf jetzt entfernen werde, aber dieser dachte offenbar nicht daran.

„Werden Sie übermorgen auf dem Ball sein, gnädigste Frau?"

„Natürlich, als Komiteemitglied bin ich sogar verpflichtet dazu."

„Und werden Sie noch einen Tanz für mich übrig haben?"

„Ich dachte, Sie tanzten nicht, Graf. Sie überließen dies der — Jugend?“

„Sie haben recht, Gnädigste, es ist entschieden besser, ich nehme mir Ihren Herrn Gemahl zum Beispiel und begnüge mich damit, Sie an der Seite von — Jüngeren und Schöneren vorüberfliegen zu sehen...“

„Gewiß, Graf, und diese Entsagung wird nur dazu dienen, Ihnen in den Augen des Schauspiel- und Ballettkorps einen neuen Reiz zu verleihen — seien Sie dessen versichert,“ lachte die schöne Frau spöttisch auf.

Der Graf beugte sich über den Tisch zu ihr hinüber.

„Sie werfen mir vergangene Vortheile vor, verehrte Freundin? Sie würden mich bitter kränken, wenn Sie mir nicht dadurch den Beweis lieferten, daß Sie sich über diese Vortheile — ärgern!“

Frau von Willersfeld stieg das Blut in die Wangen, aber sie fühlte, sie durfte sich jetzt keine Blöße geben, und so zwang sie ihre Empörung nieder und lachte abermals hell auf. „Sie besitzen wirklich eine großartige Einbildungskraft, Graf Röllsberg! Schade, daß Sie kein Romanschriftsteller geworden sind, Sie hätten mit derselben entschieden aufsehenerregende Werke geschaffen — doch nun muß ich Sie verabschieden, denn —“

„Ja, mein langes Verweilen an Ihrem Stand könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben, die weder Sie noch ich wünschen,“ fiel Röllsberg schnell ein, „verzeihen Sie, daß ich das nicht früher bedacht habe. So will ich mich denn mit einem Handkuß verabschieden, schönste Frau —“

Er haßte nach ihrer Hand, aber die junge Frau brachte sie energisch in Sicherheit.

„Lassen Sie's gut sein, Graf, ich liebe dergleichen nicht,“ wehrte sie verächtlich.

„Grafame, also sogar diese Günst verweigern Sie mir? Ja, kränkt Sie denn meine Bewunderung?“

„Graf Röllsberg, es gibt Fälle, in welchen die Bewunderung eines Mannes kränkender, ja schimpflicher für eine Frau ist, als sogar seine Feindschaft — Adieu!“

Für einige Sekunden verlor der gräßliche Lebemann seine sichere Haltung. Sein abgelebtes Gesicht verzerrte sich, in seinen tiefgefunkenen Augen bligte es drohend auf und er gab sich sichtlich Mühe, seine vornübergebeugte Gestalt straff zu richten.

„Sie ziehen also meine Feindschaft meiner

Bewunderung vor?“ zischte er. „Gut denn, meine Gnädigste, Sie sollen noch an dieses Wort denken!“

Er wandte sich und verschwand in der Menge, während die junge Frau ihre Hand zwischen den Falten ihres Kleides ballte.

„Frecher Mensch!“ dachte sie zornglühend, und dabei darf ich das nicht einmal Alexander erzählen. Er würde den Grafen zur Rechenenschaft ziehen, ihn züchtigen — einiger halben Worte wegen einen Skandal provozieren, der die Welt aufregt und den Zeitungen Stoff zum Klatschen gibt? Unsinn! Am schlimmsten käme ja doch ich dabei weg. — Pah, der Unverschämte ist's nicht wert, daß ich mich seinetwegen so aufrege. — Schließlich, was hat er denn eigentlich so Schlimmes gesagt? Eine andere Frau hätte sich geschmeichelt gefühlt und seine Worte belächelt. Ich aber kann das nicht und werde es auch nie lernen. — „Kleinbürgerlich!“ würde Graf Röllsberg sagen.“

Andere Käufer drängten sich heran, und in der Geschäftigkeit, zu der sie dieselben zwangen, vergaß Frau von Willersfeld ihren Meger. Die Goldstücke in ihrer Kasse häuften sich und nebenbei überschüttete man sie mit Schmeicheleien, die mit einem Lächeln befriedigter Eitelkeit entgegenzunehmen sie nicht umhin konnte. Sie war noch nicht abgestumpft gegen Komplimente, und wenn sich dieselben nur nicht auf das Gebiet verirrten, das Graf Röllsberg zu betreten liebte, sog sie sie sogar mit einer Art kindlicher Freude ein.

Auch ein Mitglied des kaiserlichen Hauses fand den Weg zu ihr. Der Prinz kannte und schätzte den Staatsanwalt seit langem und wollte die Gelegenheit seiner Gemahlin einige Artigkeiten zu sagen, nicht veräumen. Er kaufte ein kostbares Blumenkörbchen und stellte sein Erscheinen auf der demnächst von Willersfelds zu gebenden Soirée in sichere Aussicht.

Darüber ward es Mittag und Konstanze Willersfeld wurde abgelöst.

Sie stieg, dicht in ihren Pelz eingehüllt, das hübsche Pelzmäuschen led auf die blonden Haare gedrückt, in einen „Unnummerierten“ und gab dem Kutscher eine Hausnummer in einer der vornehmsten Straßen der Reichshauptstadt an.

Es war ein klarer kalter Januartag. Ein arbeitseifiges Getriebe herrschte in den Straßen, die der Wagen rasch durchflog, aber die schöne, vielbewunderte Frau, die sich behag-

lich in die Kissen des Kusses schmiegte, achtete nicht darauf. Ihre Gedanken flogen sehnsüchtig voraus in das schöne, liebe Heim, dem sie zustrebte — und schon hielt der Wagen, der Mann riß den Schlag auf. Konstanze sprang heraus, entlohnerte ihn und stieg rasch die Treppe zur Beletage hinauf. Es waren nicht luxuriös, aber sehr geschmackvoll, mit vornehmer Einfachheit ausgestattete Räume, die ihr Fuß flüchtig durchmaß, bis er in einem hübschen kleinen Boudoir Halt machte.

Ohne Hilfe einer Dienerin entledigte sie sich der Bazarttoilette und schlüpfte in ein einfaches braunes Hauskleid.

Auf dem zierlichen Rußbaumschreibtisch stand in einer kleinen japanischen Vase ein Sträußchen aus Flieder und Maiglöckchen, die Baronin erkannte es sofort und lächelte erfreut ob der zarten Aufmerksamkeit. Sie zog einige Maiglöckchen heraus und befestigte sie in ihrem Gürtel, dann ging sie in das Wohnzimmer. Auf einen Druck auf die Klingel brachte das Mädchen auf silberner Platte einige Erfrischungen und machte zugleich der Hausfrau einige auf das Hauswesen bezughabende Mitteilungen.

„Mein Gatte nicht daheim?“ frag Frau von Willersfeld, als das wirtschaftliche Thema erschöpft schien und die Dienerin sich wieder der Türe näherte. Diese verneinte. Der gnädige Herr sei hier gewesen, habe sich aber nach kurzer Zeit wieder entfernt.

„Und die Kinder —? Ah, da sind sie schon,“ unterbrach sie sich, „es ist gut, Sie können gehen.“

Kleine Fäustchen pochten sehr energisch an die Türe des Nebenzimmers und zwei feine Stimmchen riefen: „Mama! Mama!“

Frau Konstanze lachte unwillkürlich, als sie sich erhob, die kleinen Entlassbegehre hereinzulassen, denn die Worte ihres Gatten kehrten ihr in den Sinn zurück.

Es waren zwei allerliebste Geschöpfchen, die jetzt stürmisch auf die Mutter zusprangen. Elsa mit den braunen Locken und Augen zählte vier Jahre, und Blanka, ein lustiger Blondkopf von zwei Jahren, galt schon jetzt als das Ebenbild ihrer schönen Mama.

„Wo habt ihr denn Klee?“ frag die Mutter, den Kindern etwas Konfekt von dem Teller reichend.

„Der ist soeben erst aus der Schule gekommen,“ berichtete Elsa, die sich bereits eines ersten gesetzten Lebens rühmte, „und legt die Mappe ab.“ Und mit dem Zeige-

Der Brief aus der Heimat. Von A. von Droste-Hülshoff.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht Und starrte in das aufgeschlagene Buch, Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht, Ach weithin, weithin der Gedanken Flug! Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume? Was scheint die Sonne durch so öde Räume? — Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein, Hat beend an der Stiege sie gelauscht, Wenn plötzlich am Gemäuer knast der Schrein, Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, — Es kommt, es naht, die Sorgen sind geendet! Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand, Von jener, die sie sorglich hat gelenkt, Als sie zum erstenmal zu festem Stand Die zarten Kinderfüßchen hat gelenkt; Versprengter Tropfen von der Quelle Rande, Hartt sie vergebens in dem fremden Lande; Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie gewedt? Ach, eine Leiche sah die Heimat schon, Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt Auf fremden Grund und hörte fremden Ton; Sie lächelte scheidend jung' und frische Wangen, Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfängen; Ist's Wunder, daß sie tödlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,

Und Züge dämmern, wie in halber Nacht; Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,

Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht; Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen

Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen

Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie über glatten Flur, Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund, Und zitternd ruft sie, mit des Weins Spur: „Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“ Und ihre Tränen stürzen wie zwei Quellen, Die überflutet aus ihren Ufern schwellen; Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

Berliner Weihnachtsmarkt-Typen.



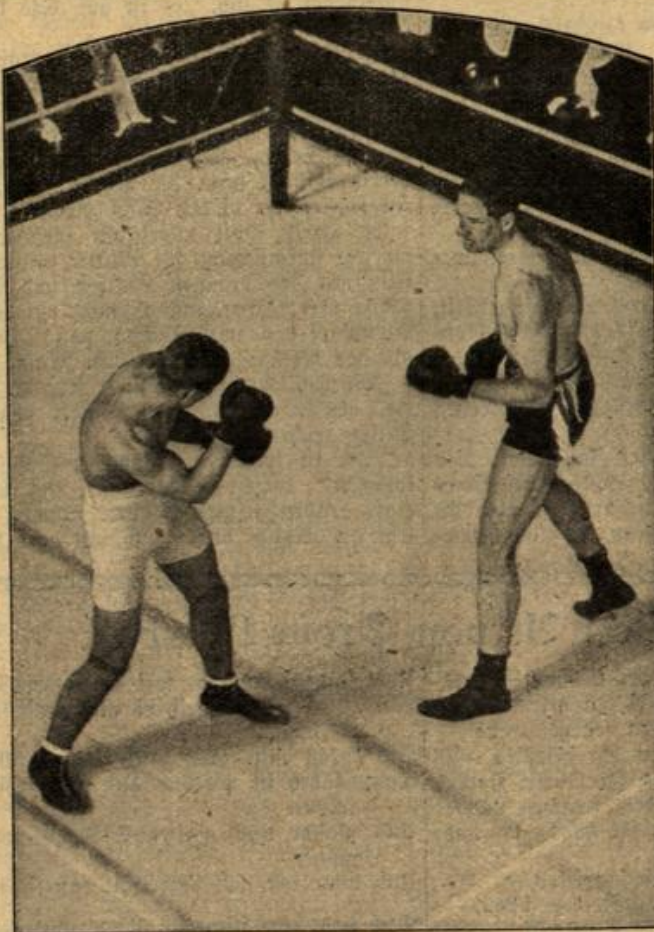
Die Berliner City-Straßen gleichen in der Weihnachtszeit einem gigantischen Jahrmarkt. Die Masse der Passanten macht besonders abends in dem grellen Schein der Schaufensterbeleuchtung und den huschenden Strahlen der Lichtreklamen einen überwältigenden Eindruck. Wo die Menge ein Plätzchen freigelassen hat, steht ein Straßenhändler, der seinem Publikum das neueste Spielzeug demonstriert. In diesem Jahre sind der Leutnant von Zabern und der Sturzflieger Pegoud die Clous der ambulanten Spielzeug-Handlungen.



Berliner Straßenhändler mit Weihnachtsspielzeug:
„Der Leutnant von Zabern mit seiner Patrouille, nur 50 Fennige!“

„Der Sturzflieger Pegoud kriecht 50,000 Mark für jeden Flug, hier nur 1 Mark!“

Der große Boxkampf zwischen dem besten französischen Boxer Carpentier und dem besten englischen, Wells, in London.



Der 20 jährige Franzose siegte in 73 Sekunden über den 1,90 Meter großen u. 25 Pfund schwereren Engländer u. bekam dafür 60,000 Mk. Im Londoner National Sporting Club kam kürzlich der Boxkampf zwischen dem Engländer Wells und dem Franzosen Carpentier zum Austrag. Das Ereignis endete mit dem überraschenden Sieg des Franzosen, der seinen Gegner in der ersten Runde nach einem Kampf von nur 73 Sekunden vollständig schlug. Der Kampf, dem eine vieltausendköpfige Menge mit ungeheurer Erregung folgte, begann damit, daß der schwächere Carpentier auf seinen Gegner losstürzte und ihm sofort einen Schlag aufs Kinn und zwei Magenstöße versetzte, so daß Wells zu Boden sank und sich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit von 10 Sekunden nicht wieder erheben konnte.

Das Deutsche Kaiserpaar

weilte in Erwiderung des Staatsbesuchs, den das bayrische Königspaar seinerzeit bald nach dem Regentenschaftswechsel und als ersten in Berlin abgestattet hat, jüngst zwei Tage in der bayerischen Residenz und wurde von der dortigen Königsfamilie wie von der gesamten Bevölkerung aufs herzlichste empfangen.

Zur Regenperiode in Madras.

Aus aller Welt kommen Nachrichten über gewaltige Wirbelstürme, die große Regen- und Schneemassen mit sich führten und vielfach erhebliche Verkehrsstörungen und Unglücksfälle aller Art zur Folge hatten. Aus Nordamerika, Afrika, vom Mittelmeer und von der Nordsee häufen sich die Hiobsboten, auch manche andere Gegend hat am letzten Sonntag einen tüchtigen Spritzer abbekommen in Gestalt eines starken Wintergewitters, dessen Hagel- und Schneeböden die ganze Umgegend aufweichten und die Bogen der benachbarten Seen zu selten gesehener Höhe emporpeitschten. Das böse Jahr 1913, in dessen Verlauf die Unwetterchaden eigentlich nie aufgehört haben, scheint

also seinen stürmischen Charakter noch in seinen jetzigen Alterstagen beibehalten zu wollen. Uebrigens waren auch die normalen Regenzeiten der tropischen Zonen diesmal von außerordentlicher Festigkeit. Das äußerte sich selbst in solchen Ländern, deren durchschnittliche Regenmenge an und für sich schon sehr beträchtlich zu sein pflegt, z. B. im Südwestmonsungebiet des Indischen Ozeans und namentlich im Süden von Vorderindien. Der südlichste Teil dieser Halbinsel, die Präsidentschaft Madras, wurde besonders schwer heimgesucht, in der gleichnamigen Hauptstadt stürzten

viele Häuser ein, und deren Bewohner wurden dadurch obdachlos. Die Straßen waren vollständig überschwemmt, und das allgemeine Verkehrsleben bot, wie unsere Aufnahmen beweisen, in jenen Tagen ein fast groteskes Bild. Madras, die drittgrößte Stadt des Britisch-Indischen Reiches, hat über eine halbe Million Einwohner und ist sehr weitläufig gebaut. Der kleine, früher als sehr unsauber betrachtete Fluß Kuwan teilt die ganze Ortschaft in zwei Teile. Im Norden liegt Vlad Town, das Quartier der Eingeborenen, im Süden das Europäerviertel.



Kaiser Wilhelm II. mit König Ludwig III. von Bayern auf der Fahrt durch München.



Zur großen Regenperiode in Madras in Vorderindien: Im Eingeborenenviertel.

fingern auf die sich eben öffnende Tür zeigend, fügte sie hinzu: „Da ist er!“

Messo, ein hübscher Knabe von elf Jahren, Frau Konstanzen Stieffsohn, warf sich stürmisch in die Arme der Mutter, und, ein zusammengefaltetes weißes Papier wie eine Siegesfahne in der Luft schwenkend, rief er fröhlich: „Mamachen, ich bin Primus! Sieh' her, mein Zeugnis, lauter Einjer! Hurrah Primus! Primus!“

„Ei, da hast du dich aber wacker gehalten!“ sagte Frau von Willersfeld und bog den Kopf des Knaben etwas zurück, ihm mit mütterlichem Stolz in die tiefdunklen Augen blickend. „Wirklich, recht brav, und es wird Papa ebenso freuen, wie es mich freut. Aber welcher Lohn gebührt nun dem wackeren jungen Helden?“

„Ja, Mama, du weißt doch — aber so lies doch erst!“ drängte er ungeduldig.

Elisa und Blanka blickten mit unverkennbarem Respekt zu dem größeren Bruder empor, dessen Augen mit siegesfreudigem Ausdruck auf der Mutter hafteten, die jetzt stüchtig die einzelnen Fächer überflog.

Messo wies gar keine Ähnlichkeit mit seinen Halbbrüdern und mit seinem Vater nur eine sehr entfernte auf. Mit dem leicht bronzefarbenen angehauchten Gesichte, den dunklen Augen und Gelock verkörperte er die Erinnerung an die schöne Südländerin, die seine Mutter gewesen und die seinen Vater tief unglücklich gemacht hatte.

Frau Konstanze hatte das Zeugnis weggelegt und drückte einen Kuß freudigen Stolzes auf die Stirn des Knaben. Messo schmiegte sich dicht an sie und flüsterte: „Weißt du denn auch noch, was du mir versprochen hast, Mama?“

„Ei freilich, dir, wenn dieses erste Semestralzeugnis befriedigend ausfiel, eine Schlittenpartie zu veranstalten — ein solches Versprechen vergesse ich nicht, und es jetzt nicht halten zu wollen, wäre unverantwortlich von mir. Nein, sei unbesorgt, Messo, nächsten Sonntag mieten wir uns zwei Schlitten und laden einige Kameraden von dir ein, Papa muß uns einen netten Ausflugsort nennen. Dort lassen wir uns häuslich nieder, laden uns an Kaffee und Kuchen, Wein und Torte, laufen ein wenig Schlittschuh, veranstalten ein kleines Feuerwerk. Ist's so recht?“

Messo schien beruhigt. Er küßte dankbar die Hand der Mama, nahm ein Stück Torte vom Teller und holte sich einen Schemel herbei, auf den er sich dicht an Frau von Willersfelds Seite setzte. Blanka kletterte auf ihren Schoß und schmiegte ihr Gesichtchen an die Wange der Mama, während Elisa vor ihr stehen blieb und, ihr die Händchen auf die Knie gestemmt, alles erzählte, was sich in ihrer Abwesenheit nach Elsas Meinung Wichtiges zugetragen. Vor allem, daß ihre große Puppe krank im Bette liege (sie hatte den Arm gebrochen) und der Kleinen das Kleid zerrissen sei, als sie es ihr an-

ziehen gewollt, und Mama in beiden Fällen helfen müsse. Weiter, daß sie, als sie mit Lotte, der Nonne, eine Stunde spazieren gewesen, einem Kinderwagen mit zwei weißen Ziegenböcken begegnet seien, und endlich, daß im Hunde- und Affentheater morgen Nachmittagsvorstellung sei und sie den Papa um die Erlaubnis bitten müßten, gehen zu dürfen.

Konstanze lächelte, leicht in den Lehnstuhl zurückgelehnt, glücklich lächelnd dem naiven Geplauder des Kindes und hielt sorglich Blanka fest, die auf dem Schoße der Mutter



St. Gallus.

Originalgemälde von Kunstmaler Bettiger in Uznach, Kt. St. Gallen in der Galluskapelle in Hard, Pfarrgemeinde Kobelwald.

Nachbildung verboten.

anscheinend Turnübungen vollbrachte und die Schwester alle Augenblicke mit einer sachkundigen Bemerkung oder Zwischenfrage unterbrach. Mutter und Kinder bildeten eine so hübsche Gruppe, daß der Staatsanwalt, der leise auf die Schwelle des Nebenzimmers getreten war, einen Moment regungslos stehen blieb, um sie besser betrachten zu können. Aber Blanka, in deren Adern Quecksilber anstatt Blut zu fließen schien, erblickte ihn bei einer neuen Drehung.

„Papa! Papa!“ rief sie jubelnd und streckte die Händchen nach ihm aus. Elisa und Messo sprangen auf ihn zu, und Willersfeld sagte, seiner Frau die Hand reichend: „Wenn ich ein Künstler wäre, Konstanze, so würde ich dich malen.“

Die junge Frau lächelte freundlich zu ihm auf. Zu einer Antwort kam sie nicht, denn Messo meldete sich sofort wieder mit seiner Neugier: „Papa, ich bin Primus geworden — ich habe lauter „Vorzüglich!““

„Alle Wetter, Junge, ist das wahr?“ rief der Staatsanwalt freudig überrascht, „hast du einigen Spielstunden entsagt?“

„O, nicht nur einigen,“ sagte die junge Frau und legte ihre Hand auf die Schulter des Knaben, der das Zeugnis triumphierend in die Höhe hielt. „Unser Messo ist sehr fleißig und wird sich dereinst sicher seines Vaters würdig zeigen.“

„Oder diesen gar überragen,“ lächelte Herr von Willersfeld.

„O nein, das ist unmöglich!“

„So meinst du?“ fragte der Staatsanwalt geschmeichelt. Er war durchaus nicht unempfindlich gegen kleine Schmeicheleien, und seine Frau verschmähte es nicht, dieser kleinen Schwäche gelegentlich Rechnung zu tragen. „Doch laß sehen, mein Sohn!“

„Und Mama wird nächsten Sonntag einige Kameraden von mir einladen und eine Schlittenpartie veranstalten,“ erzählte Messo, nachdem er auch von dem Vater einige belobende Worte entgegengenommen.

„Ah, eine Siegesfeier — nicht übel! Die arme Mama, wofür sie nicht alles zu sorgen hat! Heute und morgen ihre Zeit dem Bazar widmen, dann zum Besten der Idiotenanstalt tanzen und schließlich noch eine Kindergesellschaft arrangieren — und da sage mir einer noch, daß die Frauen nichts zu tun hätten!“

„O, wir haben auch noch anderes und viel Wichtigeres zu tun, z. B. den Launen der Männer Rechnung zu tragen —“

„Na na!“

Der Staatsanwalt lachte und warf sich bequem in einen Lehnstuhl. Er besaß eine kräftige, wohlgebaute Gestalt, kluge scharfblickende Augen von dunkelgrauer Farbe, noch ein reiches, kastanienbraunes Haar umgab den edelgeformten Kopf, die nicht schönen Züge sprachen von einem ehrlichen Charakter, von unbeugbarer Willenskraft. Er stand „im besten Mannesalter“, wie man von den Herren der Schöpfung distret zu sagen liebt, wenn sie die Grenze der Jugendlichkeit bereits überschritten haben. Frauen im gleichen Alter bezeichnet man etwas weniger distret als „alte Schachteln“. Und da wunderte man sich noch, wenn die Frauen ihr Alter stets so ungern und — ungenau angeben!

Doch hätte sich Willersfeld — und nicht mir was die äußere Erscheinung anbelangte — vielen jüngeren Männern an die Seite stellen können.

(Fortsetzung folgt.)

Das Deutschtum in der Schrift. Von Dr. E. Thießen.

Nachdruck
verboten

Wieder einmal ist der Kampf um die deutsche Schrift entbrannt, weil sich jetzt eine starke Strömung nach der Richtung bemerkbar macht, diese Schriftart, die außer in Deutschland nur noch in einem Teil der skandinavischen Länder verbreitet ist, ganz aufzugeben. Da zeigt es sich denn auch wider, daß bei dem dabei geleisteten Widerstand gewisse Imponderabilien mitsprechen, und daß die deutsche Schrift von größeren Kreisen als eine Art von Nationalheiligtum verehrt und verteidigt wird. Den stärksten Ausdruck hat diese Auffassung in der Kundgebung des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes gefunden, aus deren kurzem Wortlaut zwei Punkte besonders beachtenswert sind. Erstens wird die Erhaltung der deutschen Schrift mit der Verteidigung deutscher Eigenart überhaupt in Verbindung gebracht, und zweitens wird es als „selbstverständlich“ erwartet, daß der deutsche Reichstag den auf die Abschaffung der deutschen Schriftzeichen gerichteten Antrag der Petitionskommission ablehnen werde.

Diese beiden Äußerungen beweisen, mit welcher Leidenschaftlichkeit eine mindestens unwesentliche Frage, über die beinahe schon alles gesagt worden ist, was sich darüber überhaupt sagen läßt, immer noch behandelt wird. Gegen die beiden aus der Kundgebung des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes wiedergegebenen Sätze ist zu erwidern, daß es um die Eigenart des Deutschtums schlecht bestellt sein müßte, wenn ihre Achtung und ihr Bestand von derart Kleinlichen Sonderlichkeiten abhinge, und zweitens, daß man sich in jenen Kreisen bewußt oder unbewußt über die wichtigsten Gründe für die alleinige Annahme der lateinischen Schrift hinwegsetzt, wenn man die Ablehnung eines dahin gerichteten Antrags durch den Reichstag schlechthin als selbstverständlich bezeichnet. Dies zweite soll doch nur so viel heißen, daß sich der Reichstag gewissermaßen einer antinationalen Tat schuldig machen würde, wenn er den zum mindesten ziemlich ausreichend begründeten Antrag annehmen würde.

Es ist sehr leicht, auf die Volksseele dahin zu wirken, daß die Abschaffung der deutschen Schrift als eine Selbstberaubung am eigenen Besitztum aufgefaßt werde. Dazu genügt, daß man von der sogenannten deutschen Schrift sagt, sie sei wirklich von national deutscher Entstehung, und etwa noch hinzufügt, daß ein Mann wie Bismarck mit größter Entschiedenheit für ihre Erhaltung eingetreten ist. Auf das Gefühl eines unbelohnten Menschen werden solche Äußerlichkeiten ihren Eindruck nicht verfehlen. So bald man aber anfängt, die Angelegen-

heit in einem mehr wissenschaftlichen Licht zu betrachten, erhält sie ein ganz anderes Gesicht.

Einmal ist die deutsche Schrift nach ihrer Entwicklung gar nicht als ein ursprünglich deutsches Eigentum zu betrachten, und ferner ist, um dem Gewicht des Bismarckschen Geistes ein anderes in dieser Hinsicht nicht geringeres entgegenzuhalten, Jakob Grimm, der wohl jederzeit als einer der größten Kenner und Wohltäter des Deutschtums in Wort und Schrift verehrt werden wird, mit der ganzen Macht seines Urteils und seiner Wissenschaft für die Abschaffung der deutschen Schrift und für die alleinige Annahme der lateinischen eingetreten. Diese Tatsachen aber sind so oft wiederholt worden, daß man bei ihnen nicht zu verweilen braucht.

Ein anderer Punkt, der wenigstens nicht ganz übergangen werden kann, ist die Hässlichkeit und Unbequemlichkeit der sogenannten deutschen Schriftzeichen. Daß sie im Vergleich zu den abgerundeten lateinischen Buchstaben in ihrer edigen Form unschön sind, kann als eine Frage der Geschmacksrichtung betrachtet und daher auch bestritten werden. Es gehört aber wohl eine Selbsttäuschung durch Gewöhnung von Kindesbeinen an dazu, die Unbequemlichkeit der deutschen Schrift zu leugnen. Ich weiß mich noch jetzt genau darauf zu besinnen, welches Erstaunen und Mißfallen mich als jungen Oktavianer befiel, als ich zum erstenmal ein kleines deutsches „e“ schreiben sollte. Schon damals kam es mir ganz unbegreiflich vor, daß man zu dem häufigsten Buchstaben des Alphabets, um ihn genau wiederzugeben, dreimal an- und absetzen sollte. Daß dies Urteil nicht nur individuell ist, beweist der Umstand, daß die deutsche Druckschrift für das kleine e ein Zeichen angenommen hat, das fast genau dem lateinischen e entspricht. Andere Buchstaben, wie das kleine a, das kleine g, sind nicht viel weniger umständlich. Lassen wir nun aber nicht nur die Schönheitsfrage beiseite, sondern geben auch zu, daß die Unhandlichkeit der deutschen Buchstaben durch Gewöhnung völlig überwunden werden kann, so muß man der Bedeutung, die der Abschaffung der deutschen Schrift beigemessen werden kann, eine gerechte Ueberlegung widmen. Nach meiner Meinung ist es geradezu ein Zeichen für eine noch ungenügende Stärke des Nationalbewußtseins der Deutschen, wenn weite Kreise gebildeter Leute in der Wahrung der deutschen Schrift eine heilige Aufgabe des Deutschtums erblicken.

Die Engländer, die doch sonst immer als Heroen des Selbstbewußtseins hingestellt wer-

den, haben sich von solchen Kleinlichkeiten doch frei zu machen gewußt. Früher schrieben die Engländer alle geographischen Namen nach ihrer Aussprache, z. B. Cashmere. Heute dagegen schreiben sie Kashmir, und dieselbe Anpassung ist nicht nur bei den meisten indischen Namen, sondern auch bei geographischen Namen anderer Länder seitens der Engländer bewilligt worden. Kein Mensch hat drüber daran gedacht, diese Aenderung als eine Verletzung des Nationalismus aufzufassen, oder wenn sich solche Stimmen erhoben haben, sind sie wirkungslos verhallt. Der englische Name Kashmir unterscheidet sich also von der deutschen Schreibart Kashmir nur noch durch die Wiedergabe des Vischlauts als sh gegen sch, und dazu ist zu bemerken, daß sich jetzt in Deutschland sehr verständige Leute haben hören lassen, die für sch entweder ein einziges Schriftzeichen setzen oder das c daraus tilgen wollen.

Es ist klar, worauf diese Entwicklung, die nicht auf Deutschland beschränkt ist, wie wir an jenem Beispiel sehen, hinauswill. Die überflüssigen und leicht tilgbaren Hindernisse der internationalen Verständigung sollen beseitigt werden. Wir würden es als einen Fortschritt betrachten — wenigstens besteht in wissenschaftlichen Kreisen darüber nur eine Stimme —, wenn die Japaner und Chinesen ihre schwer zu erlernenden Schriftzeichen aufgeben und durch europäische Schrift ersetzen würden. Und wir Deutschen, die wir eine zweite international gültige Schrift in der Schule lernen und glücklicherweise lernen müssen, wollen von einem Ausländer verlangen, daß er auch noch unsere deutsche Schrift lesen lernt? — Ist das nicht geradezu ein Nachteil für das Deutschtum? — Wenn wir beispielsweise einem Engländer, der an uns englisch geschrieben hat, eine Antwort in deutscher Sprache erteilen, so sollen wir ihn nicht außerdem noch mit einer Schrift plagen, deren Erlernung für ihn so gut wie zwecklos ist. Auch bei den geographischen Namen, deren Vereinheitlichung in der Schreibart von großem Wert wäre, sind wir viel eigensinniger als andere Völker. Habe ich doch einmal den Bescheid bekommen, es sei „deutsch“, Porto Rico statt Puerto Rico zu schreiben. Mag die Gewohnheit darüber entscheiden, die zweite, ursprünglich richtige Schreibart außer Kraft zu setzen, so ist die Verteidigung jener in der genannten Weise doch schlechthin lächerlich. Also mit einem Wort, alles Streiten für die „deutsche“ Schrift ist eine Kleinlichkeit und gegenüber den durch ihre Aufgabe erwachenden Vorteilen nicht zu verfechten, am wenigsten unter dem Vorspann des Nationalismus.

Humoristisches.

Gefangener: „Die Aussprache muß besser sein. Ihr dürft die Worte nicht zusammenziehen. Es heißt: „Und ist der Mai erschienen“, ihr aber singt: „Und ist der Maier Schienen.““

Ein Pole, der angeblich kein Deutsch verstand, stand vor Gericht und wurde zu 10 Mark Geldstrafe verurteilt. Er tat verständnislos. — „Sie sollen 10 Mark bezahlen,“ sagte der Richter. — Keine Antwort. — „Kerl, hier, zahlen, 10 Mark!“ brüllte der Referendar. — Der Pole rührte sich nicht. — „Darf ich es mal sagen,“ bat der alte Gendarm. „Ne, du, Popolski, du

bist zu 20 Mark verurteilt!“ — „Ist nicht wahr,“ sagte der Pole, „sagt Richter bloß 10 Mark!“

Definition. Was plagt und auf die Erde fällt, ist ein Ballon. Was aber beim Plagen in die Luft fliegt, ist ein Automobil.

Das Glück der Ehe. „Ich hörte, Sie hätten geheiratet?“ — „Ja, die Unordnung war schrecklich, — bin immer mit abgerissenen Knöpfen herumgelaufen.“ — „Na und jetzt?“ — „Jetzt nähe ich sie mir an!“

Beim Dorfbarber. „Wie, der Lehrling soll mir das Haar schneiden und Sie scherzen derweil den Pudel?“ — „Ja, wissen

S', gnä' Herr, das muß nämlich sehr al'rat gemacht wer'n!“

Betrachtung. Stromer (der soeben aus dem Gefängnis entlassen worden ist, vor dem Bäckerladen): „Jedemal, wenn man herauskommt, sind die Semmeln kleiner geworden!“

Schwer krank. Arzt: „Die Zunge ist etwas belegt. Wie steht's mit dem Appetit? Haben Sie Appetit?“ — Patient: „Manchmal, manchmal aber a nit!“ — Arzt: „Wann denn zum Beispiel nicht?“ — Patient: „Wenn i grad vorher a G'selch's mit Knödeln und Kraut gessen hab'!“



Der erste chinesische Schutzmann
in den Vereinigten Staaten von
Amerika.

Der chinesische Schutz- mann in Amerika.

In der Stadt Los Angeles, die eine große chinesische Bevölkerung aufweist, hat sich der Magistrat entschlossen, chinesische Schutzleute versuchsweise einzuführen. Diese Schutzleute werden Nationaltracht tragen, haben aber das bekannte Abzeichen der amerikanischen Polizei. Unser Bild zeigt den ersten chinesischen Schutzmann für Los Angeles, Lung Yep, wie ihm der Polizeichef Sebastian das Abzeichen überreicht.



Die Schantung-Bahn.

Kiautschous Zukunft ist mehr oder weniger abhängig von der Entwicklung seines Hinterlandes. Für die Aufschließung dieses Hinterlandes kommt in erster Linie die Eisenbahn in Betracht, deren Bau für den Aufschwung Tsingtaus von großer Bedeutung war, und deren Weiterbau nebst Anschluß an die schon vorhandenen großen Strecken im Norden, Westen und Süden eine Hauptbedingung für Tsingtaus künftige Entwicklung ist. An diesen Bahnbauten ist deutsches Kapital in hervorragender Weise beteiligt; die Oberleitung liegt in den Händen der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, die als Unternehmungszweck neben der Ausbeutung der Schantung-Bergwerke den Bau und Betrieb der Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinanfu mit Zweigbahn Tschantien-Poschan verfolgt. Uebrigens sind die chinesischen



Gruppe von Lokomotivführern der Schantung-Eisenbahn.

Zum Brand des Schlosses Schwerin.

Am 14. Dezember entstand im großherzogl. Schloß Schwerin ein großer Brand, der den rechten Flügel des Schlosses vollständig einäscherte.

Beamten an den bereits bestehenden Linien der Schantungsbahn vielfach aus Bildungsstätten hervorgegangen, die von Deutschen geleitet werden. Unser Bild, das vor dem Stationsgebäude in Syfang aufgenommen wurde, zeigt 16 Lokomotivführer, die Ende Oktober d. J. ihr Examen an der deutschen Technikerschule bestanden und inzwischen wohl ihren Dienst angetreten haben.